

Aus dem Umgang mit der Geschichte lernen – Ansatzpunkte einer feministischen Kritik der Erinnerung in der dritten Generation nach dem Holocaust

Astrid Messerschmidt

Je weiter wir uns von dem historischen Datum 1945 entfernen, umso mehr intensivieren sich die Debatten um den Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus und insbesondere des Holocaust. Es existiert eine Ahnung davon, dass mit dem Verschwinden der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sich das Problem der Erinnerung als einer gesellschaftlichen kollektiven Praxis verschärft. In dieser Sorge um die Tradierung erinnerter Geschichte an die nächste Generation spiegeln sich kulturelle Bedürfnisse, Erinnerung zu gebrauchen, um das Bild von sich selbst zu gestalten. Für die dritte Generation nach 1945 – die Enkel/innen der Täter/innen, Zuschauer/innen und Mitläufer/innen¹ – ist die Zeit des großen Schweigens vorbei. Der Holocaust ist zum Gegenstand öffentlicher Beredsamkeit geworden, die Erinnerung an Auschwitz zu einer allgemeinen Verpflichtung. Allerdings verläuft dieser Prozess der *Etablierung* eines gesellschaftlichen Holocaust-Gedächtnisses widersprüchlich, in ihm zeigt sich zugleich die *Fragilität* der gesellschaftlichen Erinnerungsprozesse. Problematisch wird der „Gebrauch der Erinnerung“, die Aneignung der Geschichte für Bedürfnisse der Gegenwart (vgl. Messerschmidt 2003, S. 36ff.).

Der folgende Beitrag betrachtet ausgehend von den Erinnerungsdiskursen der Frauenforschung gegenwärtige kollektive Erinnerungsprozesse in der dritten Generation nach 1945. Zunächst rekonstruiere ich die Verankerung der Geschlechterkategorie in der Auseinandersetzung um Verhältnisbestimmungen zur NS-Geschichte, wobei insbesondere der Erinnerungsdiskurs der Frauenforschung selbst beleuchtet wird. Aus den Wendungen dieses Diskurses von einer vorherrschenden Opferidentifikation hin zu selbstkritischen Analysen ergibt sich ein konzeptioneller Ansatzpunkt für den Umgang mit Erinnerung im Generationenwechsel. Schließlich ist die dritte Generation jenseits einer eigenen Zeitzeugenschaft gegenüber dem NS darauf angewie-

1 Die Bezeichnung „dritte Generation“ wird hier eingeschränkt auf die Seite der Nachkommen von Nichtverfolgten. Für den Umgang mit Erinnerung bei den Nachkommen von Holocaust-Überlebenden sind andere Fragen zu stellen, die in diesem Beitrag nicht berührt werden – auch deshalb, weil die Autorin nicht beanspruchen kann, diese Perspektive einzunehmen.

sen, die Zeit des Erinnerens als ihren zeitgeschichtlichen Kontext anzunehmen und das Lernen aus der Geschichte zu erweitern um das Lernen aus dem Umgang mit erinnerter Geschichte. Die Diskontinuitäten dieser Lernprozesse werden anhand familiärer Geschichtstradierungen deutlich, in denen sich restaurative Muster einer Opfer-Täter-Umkehr abbilden. Demgegenüber stehen in der öffentlich verantworteten Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus die Opfer der NS-Verbrechen im Mittelpunkt. Wie werden Geschlechteridentitäten in Erinnerungsprozessen angeordnet und was ist aus den Erinnerungsdiskursen der Frauenforschung zu lernen für die Zukunft der Erinnerung? Welche Zugänge zu einer geschlechtersensiblen Erinnerungsarbeit können eröffnet werden, ohne sich in identifikatorische Besetzungen zu verstricken?

Gedächtnisbildungen und Geschlechteridentitäten

In der Diskussion um die Frage, wie wir mit der NS-Vergangenheit umgehen, taucht die Geschlechterdimension nur selten auf. Geschlecht ist einerseits eine vernachlässigte Kategorie des Erinnerungsdiskurses, andererseits eine gerne genutzte Identifizierung, wenn es darum geht, die Ohnmacht von Opfern zu demonstrieren. Frauen eignen sich als Topos für alte und neue Opferdiskurse. In der deutschen Debatte werden sie neuerdings wieder verstärkt als Opfer von Bombenkrieg, Vertreibungen und Vergewaltigungen durch die Alliierten benannt, um ein revisionistisches Geschichtsbild in neuem Gewand zu etablieren, das mit der Attitüde einer Enttabuisierung auftritt. Leidenserfahrungen werden instrumentalisiert für ein demonstratives „Auch“ – „auch wir haben gelitten, aber es ist immer nur über die anderen geredet worden“. Erinnerungspolitisch dient das Frauenbild eines unbeteiligten Erleidens der NS-Zeit der gesamtgesellschaftlichen Entlastung. Wiederholt wird dabei ein durchgängiges Motiv bundesdeutscher Erinnerungspolitik: die Vorstellung, ein Großteil der Bevölkerung hätte dem System zwar schweigend aber ablehnend gegenüber gestanden. Demgegenüber haben die kritischen historischen Analysen der Frauenforschung mit ihrem Blick auf die geschlechter- und rasenpolitische Integration der nichtverfolgten Frauen dazu beigetragen, das Ausmaß der Zustimmung und der Mittäterschaft an der rasenpolitischen Neuordnung der Gesellschaft anzuzeigen, eine Neuordnung, die auf die Realisierung der Vernichtungspolitik zugeschnitten war (vgl. Bock 1992). Möglich wurde dies erst durch eine selbstkritische Revision der feministischen Erinnerungsarbeit, bei der die universalisierende Sicht auf Frauen als Opfer abgelöst worden ist von einer Differenzierung der Kategorie „Frau“. Für die historische Rekonstruktion des NS wird mit der Aufmerksamkeit für die soziale Funktion des Geschlechterverhältnisses als einem Instrument der Rasenpolitik eine entscheidende Integrationsstrategie des NS-Systems deutlich.

Mit dieser Analyseperspektive verliert „die Frau“ ihre gesellschaftliche Entlastungsfunktion und bietet keine Projektionsfläche mehr für die Vorstellungen von Unschuld und Unbeteiligtsein (wie z.B. im Bild der Trümmerfrau). Die Analyse der NS-Geschlechterpolitik öffnet in der Konsequenz den Blick für die Komplizenschaft ganz normaler Männer und Frauen und macht die Integrationskraft einer völkischen Moral- und Ordnungsvorstellung sichtbar (vgl. Knoch 2004, S. 44-46).

Wie ein Blick in den Erinnerungsdiskurs der Frauenforschung zeigt, befand diese sich lange in dem Dilemma, gegen die Unsichtbarkeit von Frauen in der geschichtswissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus anzugehen und sich dabei in identifikatorische Besetzungen zu verstricken (vgl. Kuhn 1989). Bis weit in die 1980er Jahre bewegte sich die Frauenforschung auf der Spur der Entlastung, indem sie Frauen pauschal zu Opfern des NS-Systems erklärte. Dies funktionierte, bis eine Minderheit begann, die Rolle von Frauen als Mitwisserin, Komplizin und aktiv Handelnde zum Anlass für eine Kritik der eigenen Gedächtnisstrategien zu machen. Der Analyserahmen eines frauenfeindlichen Faschismus und die Annahme eines Kollektivsubjektes Frau hatten die Wahrnehmung der rassistisch Verfolgten verstellt (vgl. Wobbe 1992, S. 25). Bis Ende der 1980er Jahre wird die Grundbedingung des Erinnerungsdiskurses kaum reflektiert, nämlich die Tatsache, dass dieser Diskurs dominiert wird von den Nachkommen von Nichtverfolgten, von Täter/innen, Mitläufer/innen und Zuschauer/innen. Genau das ist ein Effekt der Politik, um deren Erinnerung es geht – der Politik der Auslöschung. Es zeigt sich hier das Privileg der Täter/innen und Mittäter/innen, die Überlieferung zu bestimmen. Überlieferung ist insofern „kein neutraler Begriff“ (Kosnick 1992, S. 87). In ihr spiegeln sich Machtkonfigurationen und Gewaltverhältnisse. Als in den 1980er Jahren der Bezug auf die NS-Vergangenheit zu einem relevanten Thema der Frauenforschung wird, bleibt die Kategorie Frau zunächst die unhinterfragte Identitätskategorie (vgl. Windaus-Walser 1990, S. 59). In einem Gedächtnisrahmen, der Frauen hinsichtlich der Erfahrungen und Rollen im NS universalisiert, müssen die Verfolgten und Ermordeten weitgehend ausgeschlossen bleiben. „Der Massenmord und der institutionalisierte Rassismus waren für die Hauptströmung der Frauenforschung, wie auch für andere Teile der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland nicht relevant“ (Wobbe 1992, S. 25f.). Solange der Nationalsozialismus als ein „Gewaltssystem *ohne Frauen* und *gegen Frauen*“ aufgefasst worden ist (Thürmer-Rohr 1996, S.148, Hervorh. im Original), war der Opferbegriff feministisch so besetzt, dass die Opfer der rassistischen Verfolgung darin nicht enthalten sein konnten. Zwar setzte in den 1980er Jahren eine innerfeministische Kritik an der Opferidentifizierung ein. Diese Kritik band den von ihr hervorgebrachten Begriff der „Mittäterschaft“ aber wiederum an das Patriarchatskonzept und schloss ihn mit der Frauenunterdrückung kurz. Frauen waren darin Mittäterinnen an ihrer eigenen Unterdrückung. Den

Gedächtnisrahmen rührte dieser Begriff zunächst nicht an. „Opfer und Täterinnen waren in diesem Redekontext (...) Chiffren für die potenziell gleiche Gruppe von Frauen, nämlich die der Nichtverfolgten“ (Wobbe 1992, S. 34). Da Mittäterschaft auf die Kollaboration mit der Frauenunterdrückung beschränkt blieb, ist auch der Zugang zur historischen Rekonstruktion der Rollen von Frauen als Täterinnen im Vollzug der NS-Verbrechen verstellt worden. Wobbe konstatiert deshalb in der, besonders in den 1980er Jahren geführten, feministischen Mittäterschaftsdebatte eine Entschärfung des Begriffs der Täterschaft (vgl. ebd.).

Etwa ab Ende der 1980er Jahre verschaffen sich kritische Positionen zu den dominanten Perspektiven der historischen Frauenforschung und dem daraus gebildeten Gedächtnisdiskurs Gehör. Sie verweisen darauf, dass Antisemitismus und Rassismus selten diskutierte und abgedrängte Probleme in der Frauenforschung geblieben sind. Sie klagen die Analyse der Machtverhältnisse ein, die sich durchaus nicht nur und in erster Linie entlang der Geschlechterdifferenzen aufbauen. Sie verabschieden sich von einem homogenen Konstrukt „Frauen“. Statt weiterhin eine universale weibliche Identität anzunehmen und auf die vergessene „Frauengeschichte“ hinzuweisen, ist begonnen worden, die Geschlechterpolitik des NS genauer zu betrachten und die Integration von Frauen in diese Politik zu untersuchen, anstatt sich kollektiv zu Opfern einer angeblich patriarchalen Politik zu erklären (vgl. Wagner 1996, S. 12). Mit der Dekonstruktion der Geschlechterkategorie wird der Feminismus auf seine eigenen Ausschließungspraktiken hin untersucht. Was zunächst wie ein Verlust der kritischen Power ausgesehen haben mag, entpuppt sich zur selbstreflexiven Vertiefung von Kritik. Rekonstruiert man den feministischen Diskurs zum NS, so zeigt sich eine Bewegung weg von einem allzu selbstsicheren Zugriff auf den historischen Gegenstand hin zu selbstkritischen Reflexionen eigener Ausblendungen und Umdeutungen (vgl. Messerschmidt 2003; S. 141ff.). Für die Gegenwart könnte dieser Zugang zu einer Erinnerungskultur beitragen, die ihren Blickwinkel auf die Vergangenheit immer wieder in Frage stellt und im Engagement für das Erinnern zugleich ein Moment der Verunsicherung zulässt (vgl. ebd., S. 252ff.).

Postnationalsozialistische Generationenverhältnisse

Für die Reflexion des pädagogischen Umgangs mit der NS-Vergangenheit ist eine generationenspezifische Sicht unerlässlich. Die „dritte Generation“ nach 1945, die ich hier einschränke auf die Enkel/innen der Zeitzeug/innen auf der Seite der Nichtverfolgten und Täter/innen, befindet sich zeitgeschichtlich in ihrem Verhältnis zur Geschichte des Holocaust an einem Übergang zum „kulturellen Gedächtnis“ (Jan Assmann). Mit dem Abstand zur Kommunika-

tion der Zeitzeug/innen wird der Prozess kollektiven Erinnerens kulturell formiert und in Formen gebracht, die Tradierung sichern sollen. Bei diesem Prozess ist der historische Gegenstand für jegliche Vereinnahmung offen. Die Instrumentalisierung der Geschichte setzt allerdings nicht erst mit dem Verschwinden der Zeitzeug/innen ein, sondern wurde auch von diesen bereits betrieben. Der Verlust der Zeitzeug/innen ist möglicherweise gar nicht das entscheidende Problem der dritten Generation. Vielmehr konnte ich in zahlreichen Lehrveranstaltungen und Projekten zur zeitgeschichtlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus die Erfahrung machen, dass es zu Überlagerungen und gegenseitigen Verstrickungen der drei Generationen nach 1945 kommt.²

Die dritte Generation nach 1945 hat die NS-Geschichte nicht zu verantworten, sie ist jenseits des Schuldiskurses, der ein entscheidendes Motiv für die zweite Generation war, die ihre Eltern mit der vermiedenen Debatte um ihre schuldhafte Verstrickung in die NS-Verbrechen konfrontierte. Der dritten Generation hingegen kommt zunehmend die Verantwortung für die Art und Weise des Erinnerens zu.³ Mit dieser Verantwortung ist sie nie auf der moralisch sicheren Seite, sondern verstrickt in die widersprüchlichen Formen, Erinnerung zu gebrauchen. Die Unterscheidung von Schuld für das Geschehene und Verantwortung für die Erinnerung gelingt offensichtlich nicht. Vielmehr begegnet einem bei vielen, die der dritten Generation zuzuordnen sind, eine Fixierung auf das Schuldmotiv. Die Behauptung, beschuldigt zu werden, wird oft untermauert von Erzählungen über Auslandsaufenthalte in Ländern, wo man als „Nazi“ beschimpft worden ist. Mit solchen Geschichten kann man fast sicher rechnen, wenn man mit Angehörigen der dritten Generation an dem Thema Holocaust-Erinnerung arbeitet. Zwar wollen sie sich erinnern und sind nach wie vor an der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte interessiert, aber die „Fiktion des Beschuldigtwerdens“ verstellt den Zugang zu einer Auseinandersetzung, die es ermöglicht, einen eigenen Bezug zur Geschichte zu entwickeln (Messerschmidt 2005, S. 36). Zugleich aktualisiert sich in der Schuldstilisierung ein Motiv bundesdeutscher Erinnerungsdiskurse – die Opfer-Täter-Umkehr. Man stellt sich als Opfer einer grundlosen Beschuldigung dar, empfindet dies als Dauerbelastung und weist mit der Schuldbelästigung gleich die ganze Erinnerungsaufgabe als Zumutung zurück.

In der Zeitzeugengeneration der Deutschen wurde der Nationalsozialismus in Form der Kriegsgeschichte in eine Helden- und Leidensgeschichte

2 Seit 2000 biete ich kontinuierlich Seminare zur Erinnerungsarbeit für Studierende der Pädagogik sowie in der außerschulischen Bildungsarbeit an. Meine Beobachtungen zur dritten Generation beziehen sich auf diese Erfahrungskontexte.

3 Im Rahmen dieses Beitrags kann ich nicht auf die Struktur der dritten Generation im Kontext der Einwanderungsgesellschaft eingehen (vgl. dazu Meseth 2002 und Messerschmidt 2002).

umgedeutet. Dabei konnten die verübten Verbrechen weitgehend aus der öffentlichen Diskussion ausgegrenzt bleiben, sie wurden beschwiegen, ohne dass man das Beschwiegene zum Verschwinden bringen konnte. Die Tätergeneration vermied es tunlichst, ihre Nachkommen über die verübten und geduldeten Verbrechen aufzuklären. Die zweite Generation bildete sich in der Kritik an diesem Umgang mit der Vergangenheit heraus und distanzierte sich von der Kriegsgeneration. Jörn Rüsen bezeichnet ihren Modus des Vergangenheitsbezugs als „moralistisch-distanzierende Vergegenwärtigung“ (Rüsen 2001, S. 250). In der dritten Generation kommt es zu diskontinuierlichen Überlagerungen. Die Geschichtsdiskurse der Zeitzugengeneration wirken bis in die dritte Generation hinein, die z.T. dieselben Abwehrmuster aufruft, als würde sie für das Geschehen verantwortlich gemacht. Teile der jungen Deutschen wehren einen auf sich selbst projizierten Schuldvorwurf ab und identifizieren sich mit ihren Großeltern, indem sie diese nachträglich entlasten. Aber in dieser Anknüpfung an die Täter und Mittäter zeigt sich möglicherweise noch etwas anderes als Versöhnungsbedürfnisse und Entlastungsabsichten. Ausgetragen wird hier unterschwellig auch der Generationenkonflikt mit der Eltern- und Lehrer/innengeneration. Abwehr richtet sich gegen die Belehrungen über das ‚richtige‘ Geschichtsbewusstsein und gegen den selbstsicheren Aufklärungsgestus derer, die sich mit der Aufarbeitung der NS-Verbrechen von der Tätergeneration abzusetzen bemühten. Für die dritte Generation wurden Lernprozesse verstellt, wenn es kein Moment der Verunsicherung gab, kein Fragen von seiten derer, die einen historisch aufklären wollten, nach dem eigenen Geschichtsbezug und der eigenen Verstrickung in die Instrumentalisierung der Geschichte. Was häufig als Desinteresse der Jüngeren interpretiert wird, richtet sich gar nicht unbedingt gegen die Thematisierung der Geschichte, sondern vielmehr gegen die Art und Weise, wie dies geschieht. Aus dem Nachvollzug der in der Frauenforschung erfolgten Selbstkritik am Geschichtsdiskurs wäre genau dieses Zulassen von Irritation über die Angemessenheit des eigenen Zugangs zur Vergangenheit zu lernen, ein Moment, das nachdenklich werden lässt und es ermöglicht, Fragen an sich selbst zu stellen. Nach meinem Eindruck sind viele Angehörige der dritten Generation nicht mehr bereit, ihren LehrerInnen und DozentInnen die moralistische Vergegenwärtigung der Geschichte abzunehmen. Sie wollen wissen, was in der Gegenwart aus der Geschichte geworden ist, weil sie selbst bereits ihre eigene Geschichte mit der Erinnerung haben.

Familiäre Geschichtstradierungen

Wie Vergangenheit familiär kommuniziert wird, hat Einfluss darauf, wie mit dieser Vergangenheit auch außerhalb der Familie umgegangen wird. Harald

Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall haben in einer intergenerationalen Studie gezeigt, dass familiäre Vergangenheitsbilder für die „Entwicklung von Gegenwartsorientierungen und von politischen Urteilen äußerst wirksam sind“ (Welzer et al. 2002, S. 11). Erinnerter Vergangenheit wird in eine Familiengeschichte eingebunden und kommunikativ so vermittelt, dass diese Geschichte als erinnerte kohärent bleibt. Das in der Enkelgeneration erworbene Wissen über Nationalsozialismus und Holocaust schützt nicht davor, die Vergangenheit so umzudeuten, dass aus Tätern Opfer und Widerstandskämpfer werden. In der Enkelgeneration scheint es ein starkes Bedürfnis zu geben, die Großelterngeneration zu entlasten. Darin ist aber weniger ein Ausdruck mangelnden Geschichtswissens zu sehen, sondern eher eine Reaktion auf dieses Wissen. Man weiß um die Verbrechen und möchte die eigenen Großeltern nachträglich so platzieren, dass sie dafür nicht verantwortlich sein können. Darüber hinaus kommt es in Familien zu Umdeutungen der NS-Geschichte, die die Tätergeneration nicht nur entlasten, sondern sie nachträglich zu Helden des Widerstandes machen, was als „kumulative Heroisierung“ zu bezeichnen ist (ebd., S. 79). Mit dieser Tradierungsfigur wird eine Alltagstheorie der Nachkriegszeit restauriert, nach der „die Nazis“ und „die Deutschen“ zwei verschiedene Personengruppen gewesen seien. Die kognitiven Wissensbestände über die Geschichte bewirken offensichtlich nicht, dieses Wissen auch auf die Menschen zu beziehen, die einem emotional nahe stehen. Die familiären Loyalitätsverpflichtungen scheinen eine Geschichtssicht entstehen zu lassen, die zwar die NS-Verbrechen wahrnimmt und darin ein verbrecherisches System erkennt, aber die moralische Integrität der Großelterngeneration davon unberührt sein lässt. Versatzstücke erinnelter Geschichte werden im kommunikativen Familiengedächtnis so montiert, dass sie ein Geschichtsbild hervorbringen, das die an dieser Geschichte Beteiligten entlastet. Hier wird deutlich, wie der Prozess der Erinnerung einer „permanenten Überschreibung“ unterliegt (ebd., S. 201). Ist die dritte Generation nicht in der Lage, stereotype Bilder und Entlastungsfiguren im Tradierungsprozess zu erkennen, dann schreibt sie die „master-narratives“ (ebd., S. 205) des deutschen Erinnerungsdiskurses fort. Eines dieser Erzählmuster weist auf das fatale Fortbestehen der Unterscheidung von „Juden und Deutschen“ hin. Die rassistische Unterscheidung von „Juden und Ariern“ wird in Form dieser Differenzierung beibehalten (vgl. ebd., 149).

Solche Narrative finden sich auch in den Überlieferungsprozessen innerhalb der Frauenforschung, wenn mit „Frauen“ unausgesprochen immer nur die nichtjüdischen, nichtverfolgten deutschen Frauen gemeint sind, die zudem als Opfer einer männerzentrierten Politik gesehen werden. Der Platz der Opfer wird so besetzt, dass man sich nicht mit den Opfern der Verbrechen konfrontieren muss, die auch von den eigenen Vorfahren begangen worden sind. Familiäre Geschichtserzählungen sind von diesem Motiv der eigenen Opferschaft nach wie vor stark besetzt, weshalb sich von einer „konstanten

Viktimisierung“ sprechen lässt (Jensen 2004, S. 379), bei der die Opfer der Verfolgung und Vernichtung hinter den eigenen Leiden verschwinden.

In der kommunikativen Erinnerung deutscher nichtjüdischer Familien hat zwar die Zeit des Nationalsozialismus ihren Platz, nicht aber der Holocaust: „(...) die Vergangenheit der vernichteten jüdischen Deutschen kommt in nichtjüdischen deutschen Familien lediglich als Geschichte ihres Verschwindens vor, nicht einmal als Geschichte der Toten, geschweige denn als lebendige Geschichte“ (Welzer et al. 2002, S. 210). Wenn das Familiengedächtnis „die primäre Quelle für das Geschichtsbewusstsein“ ist (ebd.), so ist aufgrund dieses Befundes neu darüber nachzudenken, welche Rolle die Holocaust-Erinnerung in institutionalisierten Bildungsprozessen für die dritte Generation einnehmen kann. Wie können diese Bildungsprozesse zu einer „anamnetischen Kultur“ (Johann Baptist Metz) beitragen, wenn ihre Bemühungen keine Entsprechung in der familiären Kommunikation finden? Umgekehrt ist zu fragen, wie die Erfahrungen insbesondere der dritten Generation mit dem öffentlichen Umgang mit dem Holocaust zurückwirken auf die familiäre Kommunikation zu diesem Thema. Die Befunde der Familienumfragen machen nachdenklich und zeigen, wie fragil das Projekt der Erinnerung ist. Es bedarf einerseits einer Auseinandersetzung mit den familiären Tradierungsfiguren, um Opferstilisierungen, Heroisierungen und Entlastungen als Erinnerungstopoi zu erkennen. Andererseits braucht es Vermittlungsformen, die es ermöglichen, das kommunikative Familiengedächtnis auf erlerntes Geschichtswissen zu beziehen und den Spannungen und Brüchen zwischen den beiden Formen der Geschichtsaneignung nachzugehen.

Aus dem Umgang mit der Geschichte lernen – Geschlecht als anstößige Kategorie

Hinsichtlich der erinnernden Bildungsarbeit, die sich auf die Geschichte des Nationalsozialismus bezieht, ist es besonders seit den 1980er Jahren zu einer starken Ausdifferenzierung gekommen (vgl. Ciupke/Reichling 1996, S. 106-132). Einen Überblick über die Breite der Auseinandersetzung mit dem NS in Schule und außerschulischer Bildungsarbeit in der Bundesrepublik gibt Annegret Ehmann, die dazu bemerkt: „Es wird hierzulande immer noch gerne von unzureichender Erinnerung an die NS-Vergangenheit geredet. Für den Bereich der schulischen und außerschulischen politischen Bildung ist dieses Lamento unsinnig“ (Ehmann 2000, S. 176).

Die Geschlechterdimension wird in der praktischen Bildungsarbeit auf diesem Feld noch kaum berücksichtigt, auch in den Studien zum familiären Geschichtsbewusstsein kommt Geschlecht lediglich als Variable, nicht aber als relevante Analysekategorie vor. Erkennbar sind geschlechtsspezifische

Erinnerungsthemen, wie die Kriegserzählungen bei den Männern und die Geschichten von der „Heimatfront“ bei den Frauen. Das sagt aber noch nichts über die Reinszenierungen der symbolischen Geschlechterordnung in Erinnerungsprozessen. Wie könnte eine Thematisierung von Geschlecht auf dem Hintergrund der skizzierten Probleme in familiärer und öffentlicher Geschichtsaneignung aussehen? Zugänge dazu sehe ich auf zwei Ebenen: zum einen durch eine verstärkte Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Geschlechterpolitik, zum anderen durch eine Reflexion der Geschlechterrepräsentationen in der Erinnerungskultur. Mit dem ersten Aspekt einer historischen Rekonstruktion lässt sich verdeutlichen, wie die rassenpolitische Integration eines Großteils der Deutschen ausgesehen hat und wie hoch das Maß der Identifikation mit dem System war.

Die vorherrschende Form der Geschlechterrepräsentation in der Erinnerungskultur steht in Spannung dazu, da Frauen hier immer noch zumeist als Opfer oder Unbeteiligte vorkommen. In Bronze gegossen ist das Frauenbild bundesdeutscher Erinnerungskultur in der *Neuen Wache* in Berlin. Die entscheidende ästhetische und erinnerungspolitische Umgestaltung des Ortes kommt durch die 1993 erfolgte Platzierung der Käthe-Kollwitz-Plastik *Mutter mit ihrem toten Sohn* zustande. Im Bildgedächtnis einer christlich geprägten Kultur ist dies die Darstellung einer Pietà, der Mutter Maria mit ihrem toten Christussohn. Die Entscheidung für das Bild einer säkularisierten Pietà „verdient die Aufmerksamkeit der feministischen Kritik, weil sie an prominenter Stelle nationale Politik mit Bildern der Geschlechterdifferenz betreibt“ (Schmidt-Linsenhoff 1996, S. 185). Es zeigt sich hier „eine Verschränkung von Staats und Weiblichkeitsdiskursen in der Produktion nationaler Identitäten“ (ebd.). Die mittlerweile als politisch notwendig erachtete Trauerarbeit nach Auschwitz wird feminisiert und in der Wahl des Bildmotivs an die Wiedererrichtung und Stabilisierung nationaler Einheit gekoppelt. Das Motiv der trauernden Frau versichert die Angehörigen des nationalen Kollektivs ihrer gemeinsamen Trauerbereitschaft und -fähigkeit. Das dargestellte mütterliche Leiden liefert ein Identifikationsangebot, das es den Betrachter/innen erleichtert, sich als trauernde Mitopfer wahrzunehmen. Die Wahl der Kollwitz-Skulptur wurde von Bundeskanzler Kohl u.a. damit begründet, dass nicht wie früher der tote Soldat, sondern die Mutter, die Witwe im Mittelpunkt stehen solle. Frauenschicksale sollten gewürdigt werden und Frauen als Opfer von Krieg und Gewalt repräsentiert sein. In der Kollwitz-Arbeit komme eine „spezifisch weibliche Ästhetik“ zum Ausdruck und das Bekenntnis zu einer „unzerstörbare(n) Humanität“ (zit. bei Schmidt-Linsenhoff 1996, S. 188) Der Einsatz der Mutter als Matrix und Akteurin rassistischer Bevölkerungspolitik und die gleichzeitige Zwangssterilisation und Ermordung von Müttern im Programm der Rassenpolitik bleiben in der ästhetischen Verwendung der Mutter als Erinnerungszeichen ausgeschlossen. Die Ausstattung von Erinnerungsorten mit Müttern verschiebt Erinnerung in einen Raum jenseits der

Geschichte, der an diesem Ort gedacht werden soll. Sie dient eher der Verge-
wässerung der beständigen Humanität des Mütterlichen, einer Humanität, die
über jegliche historische Differenzierung hinweg universalisiert wird. Der er-
innerungspolitische Einsatz von Geschlecht steht im Kontrast zur Vernach-
lässigung der Geschlechterkategorie in der pädagogischen Auseinanderset-
zung mit dem Nationalsozialismus.

Geschlechterverhältnisse in der historisch-politischen Bildungsarbeit

In der außerschulischen Bildung zum Nationalsozialismus, bei Spurensuche-
Projekten, Zeitzeugengesprächen, Ausstellungsinitiativen, Projekten zu Anti-
semitismus und Rechtsextremismus und in der Gedenkstättenarbeit ist auffäl-
lig, dass sich junge Frauen und Mädchen überproportional beteiligen. Dies
wird aber kaum als bedeutsames Moment reflektiert, sondern es ist meistens
nur allgemein von „Jugendlichen“ die Rede. Pia Frohwein und Leonie Wag-
ner haben dies zum Anlass genommen, um in einer Befragung von Gedenk-
stättenmitarbeiter/innen und Mitarbeiter/innen in anderen Einrichtungen der
historisch-politischen Bildung nach geschlechterdifferenten Zugängen bei
den Teilnehmenden und nach Geschlechterkonzepten in den Angeboten zu
fragen. Beobachtet werden „unterschiedliche identifikatorische Anteilnah-
men“ bei den jungen Frauen und Männern und „gleichgeschlechtliche Identi-
fikationen“ in der Begegnung mit Zeitzeug/innen (Frohwein, Wagner 2004,
S. 16). Auffällig ist, dass „Jungen (nach außen hin) weniger betroffen reagie-
ren“ und ein „stärkeres Interesse an Technik bzw. technischen Details und
Abläufen“ zeigen (ebd.). Die Mädchen und jungen Frauen lassen sich dem-
gegenüber sehr viel stärker auf eine Empathie mit den Opfern ein und erfül-
len damit ein wichtiges Anliegen der Gedenkstätte, sich den Opfern in re-
spektvollem Gedenken zuzuwenden, „während die nicht selten anzutreffende
Faszination von Jungen/Männern vor Macht, Gewalt, SS, Technikabläufen
eher moralisch sanktioniert, abgebrochen und damit nicht aufgegriffen wird“
(ebd.). Beide erfüllen im Grunde in der symbolischen Ordnung der Zweige-
schlechtlichkeit genderkonforme Erwartungen, stoßen aber auf unterschiedliche
Resonanz. Frohwein und Wagner kritisieren, dass „Gedenkstättenpäda-
gogik zunehmend feminisiert wurde“ und folglich „vorhandene geschlech-
terdifferente Zugänge“ eher zementiere als diese aufzubrechen (ebd.). Ge-
schlechterspezifische Angebote sind in den Gedenkstätten eher selten, sofern
sie vorkommen, sind sie „meist thematisch oder auch speziell zielgruppen-
orientiert an Mädchen/Frauen gerichtet“ (ebd., S. 17).

Im Gegensatz zu den vorherrschenden Erzählungen des Familienge-
dächtnisses stehen in der öffentlich veranstalteten und verantworteten Bil-

dungsarbeit die NS-Verbrechen und ihre Opfer im Mittelpunkt. Geschlecht wird dabei so angeordnet, dass wiederum Opferidentifikationen befördert werden, wenn auch im Bemühen um Empathie und gedenkender Anteilnahme. Auf der männlichen Seite bleibt dieser Zugang verstellt, da er nicht in das gewünschte Erscheinungsbild des Coolseins passt und keinen Ertrag in der sozialen Interaktion mit anderen jungen Männern bringt, eher im Gegenteil die Gefahr des Spotts und Schwächezeigens. Zudem wird Geschlecht, soweit es als relevante Kategorie in der historisch-politischen Bildungsarbeit überhaupt vorkommt, weiblich besetzt, entsprechend dem kulturellen Code, der das Männliche als das Allgemeine versteht und Differenz erst mit dem Weiblichen eintreten lässt. Wie könnte eine geschlechtersensible Bildungsarbeit zum NS aussehen? Für die Gedenkstätten schlagen Frohwein und Wagner vor, den Ort selbst zum Gegenstand zu machen, indem Geschlecht auf der Repräsentationsebene thematisiert wird, „d.h. in der inhaltlichen Gestaltung der Ausstellungen, Denkmale, Texttafeln etc.“ (ebd., S. 20). Dies würde der oben angedeuteten zweiten Ebene entsprechen, die Geschlechterrepräsentationen in der Erinnerungskultur in den Blick nimmt. Auf der ersten Ebene der historischen Erforschung der NS-Geschlechterpolitik könnte eine Auseinandersetzung mit der massenhaften Komplizenschaft ganz normaler Männer und Frauen den Zugang beider Geschlechter jenseits identifikatorischer Besetzungen ermöglichen. Frauen sind in dieser Perspektive nicht als Unbeteiligte oder Erleidende sichtbar, Männer nicht als die ausführenden Verbrecher, sondern beide Geschlechter hinsichtlich ihrer Zustimmung und alltäglichen Beteiligung an Ausgrenzung und Raub, Verachtung und Denunziation bis hin zur Verfolgung. Für den Kontext der KZ-Gedenkstätten kann das heißen, insbesondere das Umfeld des Ortes in den Blick zu nehmen. Was haben die Bewohner/innen der umliegenden Orte gewusst, wie haben sie über das Lager gedacht, was haben sie nach 1945 darüber erfahren und wie wurde danach darüber gesprochen?

Männer und Frauen sind hier nicht die ganz Anderen – unfassbar brutale Verbrecher oder unvorstellbare Grausamkeiten erleidende Opfer. Um beide muss es selbstverständlich in einer KZ-Gedenkstätte gehen. Zugleich aber braucht die Bildungsarbeit zum NS Anknüpfungspunkte, die auf die Akzeptanz der Rassenpolitik in der deutschen Bevölkerung eingehen. Eine Perspektive, die Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpolitiken in den Blick nimmt, kann diesen Zugang stärken und dazu beitragen, einerseits das Verstörende an der NS-Geschichte zur Geltung zu bringen und andererseits zu zeigen, wie im Prozess kollektiven Erinnerns versucht worden ist, genau dies in den Hintergrund treten zu lassen.

Literatur

- Bock, Gisela: Frauen und Geschlechterbeziehungen in der nationalsozialistischen Rassenpolitik, in: Theresa Wobbe (Hg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt a.M. 1992, S. 99-133
- Ciupke, Paul/Reichling, Norbert: „Unbewältigte Vergangenheit“ als Bildungsangebot. Das Thema „Nationalsozialismus“ in der westdeutschen Erwachsenenbildung 1946-1989, Frankfurt a.M. 1996
- Ehmann, Annegret: Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust in der historisch-politischen Bildung, in: Bernd Fechner et al. (Hg.): „Erziehung nach Auschwitz“ in der multikulturellen Gesellschaft. Pädagogische und soziologische Annäherungen, Weinheim 2000, S. 175-192
- Frohwein, Pia/Wagner, Leonie: Geschlechterspezifische Aspekte in der Gedenkstättenpädagogik, in: Gedenkstättenrundbrief, Heft 8/2004, S. 14-21
- Jensen, Olaf: Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien, Tübingen 2004
- Knoch, Hanno: Völkische Verantwortung und nationale Kameradschaft, in: Archiv der Münchner Arbeiterbewegung et al. (Hg.): Macht und Gesellschaft – Männer und Frauen in der NS-Zeit, Tagungsband, München 2004, S. 42-57
- Kosnick, Kira: Sozialwissenschaftliche Ansätze in der Diskussion um Opfer und Überleben, in: Theresa Wobbe (Hg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt a.M. 1992, S. 87-98
- Kuhn, Annette: Vom schwierigen Umgang der Frauengeschichtsforschung mit dem Nazismus, in: Das Argument, Heft 5/1989, S. 733-740
- Messerschmidt, Astrid: Erinnerung jenseits nationaler Identitätsstiftung. Perspektiven für den Umgang mit dem Holocaust-Gedächtnis in der Bildungsarbeit, in: Claudia Lenz et al.: Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit, Münster 2002, S. 103-114
- Messerschmidt, Astrid (2003): Bildung als Kritik der Erinnerung. Lernprozesse in Geschlechterdiskursen zum Holocaust-Gedächtnis, Frankfurt a.M.
- Messerschmidt, Astrid: Zwischen Schuldprojektion und Moralisierung. Beobachtungen in der dritten Generation nach dem Holocaust, in: Außerschulische Bildung, Heft 1/2005, S. 35-41
- Meseth, Wolfgang: „Auschwitz“ als Bildungsinhalt in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, in: Claudia Lenz et al.: Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit, Münster 2002, S. 125-133
- Rüsen, Jörn: Holocaust, Erinnerung, Identität. Drei Formen generationeller Praktiken der Erinnerung, in: Harald Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung, Hamburg 2001, S. 243-259
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria: Kohl und Kollwitz. Staats- und Weiblichkeitsdiskurse in der Neuen Wache 1993, in: Annette Graczyk (Hg.): Das Volk. Abbild, Konstruktion, Phantasma, Berlin 1996, S. 185-203
- Thürmer-Rohr, Christina: Die postmoderne These vom Tod der Geschichte. Feminismus und der Holocaust, in: Ita-Maria Grosz-Ganzoni (Hg.): Widerspenstige Wechselwirkungen: feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik, Tübingen 1996, S. 145-172

- Wagner, Leonie: Nationalsozialistische Frauenansichten. Vorstellungen von Weiblichkeit und Politik führender Frauen im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1996
- Welzer, Harald et. al.: „Opa war kein Nazi.“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt a.M. 2002
- Windaus-Walser, Karin: Frauen im Nationalsozialismus: eine Herausforderung für feministische Theoriebildung, in: Lerke Gravenhorst/Carmen Tatschmurat (Hg.): Töchterfragen: NS-Frauengeschichte, Freiburg i.Br. 1990, S. 59-72
- Wobbe, Theresa: Das Dilemma der Überlieferung. Zu politischen und theoretischen Kontexten von Gedächtniskonstruktionen über den Nationalsozialismus, in: dies. (Hg.): Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt a.M. 1992, S. 13-43